



Wikante und heitere Blätter.

Erscheinen wöchentlich einmal. Bestellungen werden in allen Buchhandlungen, Zeitungs-Expeditionen und Postanstalten oder direct bei unserer Administration (Redaction und Administration: Budapest, IV. Batvanergasse 2) angenommen. — Beiträge werden honorirt, Manuscripte nicht zurückgeschickt.

Pränumerationsbetrag für Oesterreich-Ungarn:
auf 1/2 Jahr 2 fl. 50 kr. — 1/3 Jahr 4 fl. 50 kr. — 1 Jahr 8 fl.
für Deutschland und das übrige Ausland:
auf 1/2 Jahr 4 Mark 50 Pf. — 1/3 Jahr 8 Mark — 1 Jahr 14 Mark.

Die Amme im Zweifel.



— Das ist sicher die Dame, die mir das Püppchen gebracht hat; aber damals hat der andere Herr, der jetzt hintendrein geht, ihr den Arm gereicht

Onkel und Nichte.

Erzählt von S. L.

I.

Pelagie war ein hochaufgeschossenes, gelblichblaßes Kind mit spindeldürren Aermchen und einer trockenen Haut, welche über ein Skelett gespannt zu sein schien.

Den lieben langen Tag klapperte sie in der Mansardenwohnung auf und nieder, welche sie mit ihrem Onkel Claude bewohnte, seitdem sie denken konnte. Pelagie, früh verwaist, war als kleines Kind zu Onkel Claude gekommen. Dieser hatte sie mit Hilfe der alten Anastasie aufgezoppelt und als die Magd eines Tages auch das Zeitliche segnete, fand er zu seiner Verwunderung, daß Pelagie eigentlich schon ein großes Mädchen sei, recht wohl dazu geeignet, die zwei Mansardenstübchen, welche man bewohnte, in guter Ordnung zu halten.

Die kaum vierzehnjährige Kleine widmete sich mit großem Eifer den ihr neu erwachsenen Pflichten. Eine echte Provençalin, verband sie bohrenden Starrsinn mit großer Lebhaftigkeit, grübelnde Vernünftigkeit mit einer immer mehr wachsenden Leidenschaftlichkeit.

So kam es, daß das Kind bald wie ein vollendetes Weib sich des kleinen Hauswesens annahm und seine nicht geringe, zähe Kraft in dessen Dienste übte.

Claude war Schreiber bei einem Advokaten. Vom Morgen bis zum Abend bei diesem beschäftigt, hatte er kaum einige Stunden für seine Liebhaberei frei, welche darin bestand, kleine Figürchen aus Holz und Bein anzufertigen oder auf seiner Flöte zu spielen.

Kam er heim, so fand er den Glanz der Reinlichkeit und ein bescheidenes Essen, das von Pelagie's lustigem Geplauder gewürzt ward. Wie oft that es ihm leid, daß er dem Kinde so gar kein Vergnügen schaffen konnte; denn er fürchtete, ihr Aeußeres würde nie darnach sein, daß ihr ein Anderer, als er selber, etwas würde zu Gefallen thun wollen.

Nach solchen Betrachtungen wurde es ihm ganz väterlich um's Herz und im Drange, ihr seine Liebe zu zeigen, rief er sie zu sich.

Harmlos saß sie dann auf seinen Knien und lehnte die leichte Gestalt an seine Brust und er strich ihr das dicke Haar aus dem Gesichte und sagte ihr, daß sie sein arbeitames Hausmütterchen sei. Pelagie lächelte glücklich und man plauderte dann ganz vernünftig von dem und jenem und wenn die Schlafenszeit kam, zog sie sich in ihr Stübchen zurück. Brauchte der Onkel unvermuthet noch etwas, so kam sie wohl auch im leichtesten Negligé herein, ihm das Verlangte zu bringen und weder sie noch er dachten dabei an Unschicklichkeit.

Claude, ein angehender Bierziger, war nie ein besonderer Frauenfreund gewesen. Ach — die Armuth nimmt den Männern in den Augen der Frauen den Reiz. Man hatte sich um ihn gar wenig gekümmert und somit war es eigentlich gar nicht sein Verdienst, wenn er beinahe wie ein Trappist lebte.

Nur selten kam es vor, daß er erst spät Nachts heim kam und dann fühlte er sich niemals zufrieden, denn auf Pelagie's lebhaftes Fragen konnte er nur mit einer Lüge antworten.

Die nun Sechszehnjährige ahnte wohl schon allerlei vom Leben und daher mochte es kommen, daß sie zu solchen Zeiten unruhig und verstimmt war. Er bemerkte es gar wohl und es that ihm leid um Pelagie, der er herzlich zugethan war. Ganz besonders in jüngster Zeit war es ihm aufgefallen, daß das Mädchen eigenthümlich scheu und zurückhaltend wurde, daß sie überdies launisch schien, einmal übermüthig lustig, das anderemal bis zu Thränen verstimmt. Eines Abends machten sie sich eben zum Schlafen bereit, als ihm ihre trüben Augen auffielen.

Er zog sie, einer Regung folgend, rasch an sich und schaute ihr in die Augen; da blühten Thränen darin und eine brennende Röthe überflog ihr Gesicht, das ihm plötzlich ganz anders schien. Nein, so bewegt, so ausdrucksvoll hatte er es noch nie gesehen und — wie war es ihm nur entgangen, daß es jetzt weit runder und weißer geworden war — dieses ehemals so eckige Kindergesicht mit den heißen, tiefen Augen?

Claude hatte nur wenig Zeit zu solchen Betrachtungen, denn Pelagie schob ihn hastig von sich und verließ das Zimmer.

II.

Zu jener Nacht lag Claude lange wach. Er dachte ein bißchen ängstlich darüber nach, wie sich sein und des Mädchens Leben nunmehr gestalten würde. Heute hatte sie ihn fast mit dem Ausdruck des Hasses von sich geschoben. Vergeblich sann der gutmüthige Claude darüber nach, was er ihr denn Uebles gethan habe? Er konnte die Ursache nicht finden, die ihm Pelagie's Herz, das doch sonst so überquellend warm war, entfremdet hatte. Verdrießlich saß er, von nun an fast immer allein, bei seinen Schnitzereien, während das Mädchen, eine Arbeit vorschützend — kaum aus ihrem Zimmerchen zu bringen war. Frostig wurde es hier oben, wo man doch dem Himmel so nahe war, wo zu den hellen Fenstern das goldene Sonnenlicht herein fluthete und wo zwei Herzen durch Unbekanntes getrennt wurden. Oft fand Claude, der seine Unzufriedenheit nun fast allabendlich spazieren führte, bei seiner Heimkunft Pelagie in Thränen.

Fragte er sie dann ängstlich, was es denn gegeben habe, so wurde ihm keine oder nur eine trostige Antwort. Die ganze lebhaft und doch dabei so sanfte Herzlichkeit der Kleinen war dahin.

Einmal hatte eine kleine Modistin die schwerbeweglichen Sinne Claudes so weit erweckt, daß er mit ihr einen bescheidenen Cafegarten besuchte, um sich dafür einige Galanterien zu erlauben, welche — eine Zeugin hatten.

Pelagie's Gesicht preßte sich in schmerzlicher Erregung an die nicht allzudichte Wand der Laube, in welcher der sonst so ehrsame Claude mit der hübschen Kokotte koste. Hätte er geahnt, daß die Kleine schon eine Zeit hindurch seine Schritte beobachtete, er würde wenigstens nicht die allernächste Nachbarschaft seiner Wohnung zum Schauplatz seiner kleinen Abenteuer gemacht haben. Als er an dem erwähnten Abend heimkam, fand er Pelagie eifrig über eine Handarbeit gebeugt und wurde von ihr kaum eines Grußes gewürdigt. Er war recht unangenehm berührt von ihrem mürrischen Wesen und von ihrer vernachlässigten Toilette.

Die reizende Andere, bei der er heute sein häusliches Ungemach vergessen hatte, war so ganz das Gegentheil von seiner Nichte gewesen, daß ihm der Unterschied zum erstenmale auffiel. Wie nett sich die Andere herausgeputzt hatte, wie appetitlich jeden Reiz „servirend“, könnte man fast sagen. Und Pelagie saß da — die dicke Jacke unschön über den Leib gestülpt, das Haar ohne jede Koketterie in dicken Zöpfen aufgesteckt, die Füße in groben alten Schuhen. Claude fand sich endlich mitten in seinen Betrachtungen über das reizlose Aussehen seiner Nichte selber schuldig. Hatte er ihr doch nie die hübschen Dinger gebracht, die ein schönes Weib noch schöner, ein reizloses weniger reizlos machen.

Mit einem Scherz auf den Lippen trat Claude in das Zimmer seiner Nichte. Pelagie blickt hastig auf und auf seine Scherzworte entgegnete sie gereizt, ungeduldig, ob er denn schon essen wolle?

Er war darüber verdrossen. Wozu die Prosa und die Bissigkeit, wenn er einmal poetisch gestimmt ist und wenn ihn die Herzlichkeit übermannt?

„Sprich nicht vom Essen! Ich esse überhaupt nicht mehr zu Hause, wenn ich, wie in jüngster Zeit, allein essen muß. Hörst Du? Kleine!“

Claude ist rasch auf das Mädchen zugegangen und beugt sich über ihren tief geneigten Kopf.

Wie eine Katze springt sie auf, als sie seinen Athem auf ihrem Halse fühlt und indem sie abwehrend ihre Hand bewegt — weil er die seine auf ihre Schulter legt — fährt die Scheere, welche sie hält, in den Ballen seiner Hand; sie fühlt es und der leise Schmerzensschrei, welchen er ausstößt, raubt ihr fast die Besinnung.

Sie springt auf, sie wendet sich zu ihm und starrt einen Augenblick auf das Blut, das in dicken Tropfen langsam aus der Wunde sickert. Claude lächelt ihr beruhigend zu; aber sein Lächeln macht bald einen Ausdruck der höchsten Ueberraschung Platz.

„Ich habe Dich verletzt!“ flüstert Pelagie, wie geistesabwesend. Dann aber bricht sie in ein krampfhaftes Schluchzen aus und die ganze ungebändigte Natur der Südländerin kommt zum Vorschein.

„Hasse mich, Claude, hasse mich — aber laß mich Dir helfen! O, leidest Du sehr? O! wirst Du mir je vergeben können?“

Mit leidenschaftlicher Hast sucht sie nach einem Verband in ihrem Nähtischchen — sie kann nichts finden. Da erinnert sie sich, daß sie ein leinenes Tuch unter der Jacke trägt; die Jacke fliegt in den nächsten Winkel und im selben Augenblick hat sie auch schon das Tuch gelöst und faltet es zur Compressse. Sie sieht in ihrer Angst nicht, daß Claudes Blicke — wie auf einer Vision — auf ihr ruhen. Mit hastigen Schritten eilt sie durch das Zimmer, um das Tuch einzunässen. Sein Auge folgt ihr überall hin. So grazios bewegt sie sich auf den klappernden Pantöffelchen, die ihre Füßchen gar hübsch erscheinen lassen! Eine ihrer Flechten hat sich gelöst und deckt zum Theil die zarte Brust, die sich ihm jetzt entgegenneigt, da Pelagie den Verband geschickt anlegt. Er spürt die Wunde gar nicht; er läßt sich ganz willenlos verbinden, wie er sich auch willenlos in den Stuhl drängen ließ, den sie vorhin eingenommen hatte. Er sieht nichts, er weiß nichts, als daß ein weißer Frauennacken sich vor ihm hin und her bewegt, daß eine blauschwarze Haarfluth ihm eine Schönheit halb und halb verbirgt, von welcher er noch vor einer Minute keine Ahnung hatte. Und ein Paar zarter, schöngeformter Arme sieht er, und ein rührend hübsches Gesicht, auf dessen bleichen Wangen noch helle Thränen hängen.

„Bist Du gut verbunden? Verzeihst Du mir?“ fragt nun zagend Pelagie, die sich vor ihn hingekauert hat, wie in den lieben alten Tagen, als sie noch ein Kind war und er ihr gegenüber ein alter Mann zu sein glaubte.

Heute ist Beides nicht mehr so, er fühlt es an dem stürmischen Rollen seines Blutes.

„Ich war immer unerträglich in der letzten Zeit, Onkel Claude; aber . . . aber . . . schicke mich nur nicht fort!“

So steht Pelagie; sie ist trostlos, denn sie hält sein Schweigen für ein Zeichen der Erbitterung.

Er beantwortet endlich ihre stürmische Bitte sehr merkwürdig.

„Wie schön Du bist!“ sagt er unsicher.

Und zum zweitenmale ändert Pelagiens Wesen sich. Wieder springt sie auf und die Haare mit einem jähen Ruck zurückwerfend, steht sie trotzig, wildzornig und doch verführerisch schön vor Claude. „Nicht so schön freilich, wie Deine Geliebte von heute!“ höhnt sie, während ihre Augen blitzen und sich ihr junger Busen unter tiefen Athemzügen hebt und senkt.

Da ist Claude plötzlich aus seinen Zweifeln gerissen; die Seelenstimmung seiner Nichte ist ihm kein Räthsel mehr; sein harmloser, bescheidener Sinn sieht und weiß jetzt, daß ihm da in trauter Nähe und Heimlichkeit eine leidenschaftlich Liebende heranwuchs, deren Eifersucht nicht allein, deren ganzes Verlangen erweckendes Wesen das gereifte Weib verräth.

Claude ist entzückt; neckend spricht er:

„Du hassest mich nicht? Du warst nur so böse, weil

ich Dich nicht erkannte? Weil ich in der Fremde suchte, was ich zu Hause tausendmal süßer, schöner hatte?“

Jetzt erst wurde sich Pelagie ihres Selbstverrathes bewußt. Schamerglühend schlug sie die Hände vor das Gesicht.

„Onkel Claude!“ seufzte sie zitternd, als sie seinen Arm um ihren Leib fühlte.

Vergebens versuchte sie, ihn zurück zu drängen.

Fest, wie nie vorher, preßte er sie an sich; seine ganze, sanfte, träge Natur war geschwunden, seit sich seine Sinne an Pelagiens Schönheit entzündet hatten. Bald fügte sie sich willig seiner Umarmung und schlang endlich selber leidenschaftlich ihre Arme um den Hals des Glücklichen, der sie zu sich auf das bescheidene Sopha gezogen hatte.

„Du hassest mich nicht?“ wiederholt er immer wieder, als könne er an die Wirklichkeit nicht glauben. Und sie schmiegt sich eng an ihn und flüstert ihm ins Ohr:

„Ich liebe Dich, seit ich denken kann.“

Da küßt er sie mit wilder Zärtlichkeit und Beide zittern.

„Jetzt kann ich nicht mehr bei Dir bleiben, seitdem Du Alles weißt!“

„Warum nicht? Bis jetzt warst Du mein Kind, jetzt bist Du mein Weib, meine Geliebte!“

„Onkel!“ ermahnt sie ihn.

„Nur Dein Stiefonkel — der Maire wird Alles ordnen!“

jubelt er und beugt ihr glühendes Gesicht zurück, um es entzückt zu betrachten. Mit einem tiefen Seufzer schließt sie die Augen; es ist ihr, als ob sie sterben müßte vor Glück, da er seine Lippen zum erstenmal auf ihren Busen preßt.

Cocotten-Lieder.

III.

Geschmacksveränderung.

Sah leztthin bei Madame Mignon
Ein Hemd aus Spitzen ausgestellt.
Bat Arthur zärtlich d'rum, doch kühl
Meint er, daß es ihm nicht gefällt.

Am Abend war er wieder da,
Ich zog das Hemd zur Probe an;
Nun fand er's schön. Am andern Tag
Sandt' er das Geld dafür Madame.

Wie launenhaft die Männer sind!
Umsonst ließ er mich Morgen's flehn
Und Abends kommt' er nicht genug
Das Spitzenmuster sich besel'n.

A. J.



Aussprüche über die Frauen.

Frauen machen vorher Toilette, wenn sie ihre Liebhaber erwarten; werden sie aber von ihnen überrascht, so vergessen sie bei ihrem Erscheinen den unfertigen Zustand, in dem sie sich befinden.

La Bruyère.

Solange ein Weib jung ist, macht es ihr mehr Vergnügen, Liebe einzulößen, als sich selbst zu verlieben. * *

Die Weiber bilden sich leicht ein, daß man sie liebe und wird ihnen der Irrthum benommen, so halten sie sich für beleidigt. * *

Die Frau Tante.

Von Hermann Grabert.

I.

Der schöne Rolf von Duftheim ward von seinem Onkel, Freiherrn von Finzelberg, zur Entenjagd geladen. Um die Wachsamkeit dieses äußerst scheuen Wildes zu täuschen, hatte er sich eine über Fischbein gespannte Kuhhaut angeschafft.

„Unter dem Ding werden Sie Wunder zu Stande bringen,“ meint der Verkäufer; „denn, was fragt das Federwild um die Wiederkäuer? Sie rücken langsam, in einer schrägen Linie oder auch im Winkel auf Ihre Enten zu, legen das Schießgewehr rubig an die Backe und knallen los.“

Bei Onkel Finzelberg traf der schöne Rolf von Duftheim eine entzückende, herzdurchschauende, sinnberauschende, weltentrückende Tante, über deren weißer sammtartiger Haut, tief-schwarzem Haar, großen dunkelstrahlenden Augen, pikant geformtem, leidenschaftlich gestülptem Näschen und küßlichem Munde von der Farbe reifer Kirschchen er den schuldigen Respekt und den Dienst des heiligen Hubertus völlig vergaß.

Rolf begann mit der Frau Tante Blicke auszutauschen, welche alsbald ein magisches Netz um sie Beide legten. Kurz: er schien fest entschlossen, die Gesetze der oheimlichen Gastfreundschaft zu verletzen.

Herr von Finzelberg, der bereits in einem bedenklichen Alter stand, war somit ernstlich gefährdet. Doch, mißtrauisch wie die Wildenten, that er alles Mögliche, um seine Haussehre zu schirmen. Wie eine Klette hing er sich an seinen Schlingel von Messen und ließ ihn weder im Schlosse, noch im Park mit der Frau Tante allein.

Diese ewige Ueberwachung versetzte ihn aber schließlich in eine fürchterliche Laune.

„Ich durchschaue Dich wie ein Gebirgswasser,“ sagte er eines Morgens mit spitzem Ton und gereizter Miene zu seinem Nessen. „Nimm Dich in Acht, Rolf!“

„Warum? — Weshalb? — Wieso? — Aus welchem Grunde?“

„Als ob ich Deine Liebängelei noch nicht bemerkt hätte!“

„Liebängelei?“

„Kreuzfiziidomine! Ich bin meiner Sache gewiß! Lud ich Dich etwa dazu ein, daß Du Deiner Frau Tante die Cour schneidest? Wie kommt es, daß Du nie auf dem Anstand bist?“

„Weil — weil ich mich — offen gesagt, — zu erkälten fürchte.“

„Ei, so schlüpfe doch in Deine Kuhhaut — wozu hast Du sie denn?“

„Ganz recht, Onkelchen, ich will es 'mal mit ihr versuchen.“

II.

Nach diesem Auftritt konnte der schöne Rolf von Duftheim kaum noch an die Befriedigung seines übermächtigen Verlangens nach der schönen Tante denken. Da selbst der Briefwechsel mit ihr sehr erschwert war, blieb nur die Augensprache, die aber hungrigen Herzen bekanntlich nicht genügt.

Rolf machte gute Miene zum bösen Spiel und begann, wie ein echter Nimrod, Tag für Tag der Jagdlust zu fröhnen, was um so höher anzuschlagen war, als er absolut nichts schoß. Die Enten flogen ungeschädigt vor seiner Flinte auf.

Ungeachtet dieses Pechs war er immer heiter und guter Dinge und schien sich königlich zu amüsiren.

Rolf hatte sich durchaus verändert, worüber Herr von Finzelberg hoch erfreut war.

„Junge, Du bist ja auf einmal ein ganz leidenschaftlicher Weidmann geworden?“

„Dein Wunsch war mir Befehl, lieber Onkel.“

„Nun, dann thu mir noch den einen Gefallen und lerne besser treffen.“

„In einer Kuhhaut läßt sich halt gar zu schlecht zielen.“

„Kerl, Du bist unbezahlbar unter Deinem Balg!“ lachte der Onkel, daß ihm die dicken Backen wackelten.

„Ha, ha! Hi, hi!“ echote Rolf.

III.

Eines Morgens war unser Held in seinem Fell wieder einmal auf dem Anstand, um den Strich abzulauern, auf welchem die Entenschaaren ihren nächtlichen Tummelplatz verlassen, um nach den größeren Gewässern zu ihrem Tagewerk zurückzukehren. Da ward Rolf unversehens von einer Heerde wirklicher Rütche umringt und angegriffen. Diese beschnupperten erst den falschen Wiederkäuer und machten dann Freudenstürme, daß die Schollen gen Himmel flogen. Eben gingen die ausgelassenen Thiere zur Attaque über, als Onkel Finzelberg, mit einer Riesenpeitsche bewaffnet, herankochte und das Hornvieh in die

Flucht schlug.

Plötzlich blieb er aber wie eingewurzelt stehen. Aus der Kuhhaut war ein Geflüster an sein Ohr gedrungen.

„Der Onkel!“

„Mein Mann!“

„Wir sind verloren!“

Hui! Da pfiß ein wohlgezielter Peitschenhieb des Onkels durch die Luft und trennte der Scheinkuh den Kopf vom Rumpfe. Schwups! Die ganze Haut gerieth ins Wanken. Schwups! Sie purzelte um und — die Frau Tante sammt dem Herrn Nessen kam daraus zum Vorschein.

Jetzt begriff Herr von Finzelberg, warum Rolf plötzlich so gern auf die Jagd gegangen und dennoch stets ohne Beute heimgekehrt war.

Nachdem der Onkel die Frau Tante sammt ihrem



Toilette zum Maskenball.



— Diesen Riß da hinten muß ich Dir vernähen . . . das schickt sich nicht . . .

— Ja, aber nur nicht zu stark!

Amoroso tüchtig durchkarratscht hatte, verzieh er den beiden Schuldigen; er that dies weniger aus Großmuth, als vielmehr aus Furcht, sich durch einen Eklat lächerlich zu machen.

Ob der schöne Wolf von Dufenheim so bald wieder zur Entenjagd kommen durfte, wissen wir nicht. In Bekanntenkreisen wurde aber recht lang und recht viel gelacht über — die trojanische Kuh.

BONBONNIÈRE.

Im Restaurant.

— Wünschen Sie zu zwei Mark oder zu drei Mark zu speisen? fragt der Kellner einen Gast

— Was ist der Unterschied?

— Eine Mark.

*

In der Schulprüfung.

Der Herr Schulinspektor fragt:
— David Goldstein! Wenn ich $2\frac{1}{2}$ Ellen Tuch zu einem Rocke kaufe und die Elle 3 Mark sechszig kostet, wie viel habe ich zu bezahlen?

David Goldstein, der in den Brüchen nicht ganz sattelfest ist, kratzt sich eine Weile den rothen Krauskopf und antwortet endlich mit pfißiger Miene:

— Der Herr Schulinspektor ist ein großer Herr; er hat also mit $2\frac{1}{2}$ Ellen nicht genug, er braucht 3 Ellen; und für 3 Mark sechszig kriegt er gar kein feines Tuch, er muß beim Vatern Tuch für 5 Mark die Elle kaufen; er hat also 15 Mark zu bezahlen.

*

Gastfreundlich.

Ein Herr mit einer massiven goldenen Uhrkette läutet an der Thür einer Wohnung.

— Wohnt Madame K. hier? fragt er die Jose, die ihm öffnet.

— Nein, mein Herr! . . . Bitte Platz zu nehmen.

*

Vom Theater.

Eine Naive, die im Begriffe steht, im Theater zu debutiren, befragt den Direktor um seine Rathschläge.

— Was braucht man, mein Herr, um auf der Bühne zu gefallen?

— Schöne Beine . . .

*

Der Brautwerber.

Herr von Leertasch wirbt um die Hand der Tochter des Barons Haberfeldt.

— Ihre Werbung ist sehr ehrend für mich; allein — wie alt sind Sie?

— Vierundzwanzig Jahre.

— Da muß ich bedauern: Sie sind für meine Tochter zu jung.

— Aber Ihre Tochter ist doch erst siebzehn Jahre alt! . . .

— Dann ist sie für Sie zu jung.

*

Künstlicher Dünger.

Zwei alte Freunde treffen einander nach langer Trennung.

— Wie geht es Dir?

— Recht gut; ich habe einen künstlichen Dünger erfunden.

— Und das Zeug wird gekauft?

— Sehr gut.

— Womit machst Du ihn?

— Mit Wasser.

— Und sonst?

— Sonst nichts.

— Und das nährt den Boden?

— Nein — aber mich.

Die Tugend.

In Weissenbach lebte ein Ehepaar, welches füglich für eines der tugendhaftesten angesehen werden konnte. Er hieß Lorenz Wacker mann und war ein ehrfamer Gewürzkrämer, der sich von den Geschäften zurückgezogen hatte; seine sehr legitime Ehefrau hieß Cölestine Wacker mann geborene Bieder und war die keuscheste, sanfteste, tugendhafteste und bestgenährte aller Ehefrauen auf sieben Meilen in der Runde. Frauen, die sich über ihre Ehemänner zu beklagen hatten, zeigten begeistert auf Herrn Wacker mann; Ehemänner, die treulose oder zänkische Frauen besaßen, riefen in ihrer Verzweiflung das engelsreine, verklärte Antlitz der ehrfamen Cölestine Wacker mann um Hilfe an; kurz: die Wacker manns waren im Munde all' Jener, welche die Tugend liebten. Die moralische Wirkung dieses keuschen Bundes war sehr groß. Man hatte in Weissenbach längst vergessen, was eine Ehescheidung sei und worin ein Ehebruch eigentlich bestehe, davon hatte man nur ganz nebelhafte Vorstellungen.

Fräulein Cölestine Bieder, als sie noch im Elternhause lebte, gehörte zu jenen glücklichen Frauenzimmern, welchen Gott in seinen Gnaden vor Allem einen Magen gegeben hat. Die zweite Gabe waren exquisite plastische Rundungen des Körpers. Dazu gesellten sich friedliche, konservative Sitten, eine inbrünstige Liebe zur Ruhe, die von bösen Zungen Faulheit genannt wurde und außerdem eine respectable Mitgift, kurz: Alles, was man haben muß, um glücklich zu sein.

Der junge Lorenz Wacker mann, ihr zukünftiger Gatte, schien in jeder Hinsicht für sie geschaffen zu sein. Vor acht Jahren kam, sah und siegte er, denn seine dicken Backen, sein behäbiger Bauch und seine wohlgefüllte Briefftasche verkündeten einen Mann der Ruhe und des Behagens. Wer die Ruhe liebte, mußte ihn lieben. Fräulein Cölestine that mehr: sie heirathete ihn. So entstand jenes musterhafte Ehepaar, von welchem wir eingangs gesprochen.

Die Eheleute Wacker mann in Weissenbach hatten einen Nachbar, den Drechslermeister Pffiffig, auf welchen die verführerischen Rundungen der Frau Cölestine die Anziehungskraft der Massen ausübten und es dauerte nicht lange mehr, daß die Versuchung an der Tugend der Frau Wacker mann sich in der Person des Drechslermeisters einstellte. Die Gelegenheit dazu bot sich in folgender Weise. Es starb eine Tante des tugend samen Gewürzkrämers, was denselben nöthigte, auf eine Nacht und einen Tag zu verreisen. Frau Wacker mann wollte schier vergehen vor Kummer ob dieser Trennung; seit acht Jahren war sie nicht einen Augenblick ohne ihren Gatten gewesen; sie konnte ohne ihn nicht schlafen, denn nur sein Schnarchen, das eine Gewohnheit aller wirklich tugendhaften Ehemänner ist, vermochte sie in süßen Schlaf zu wiegen; überdies haben bekanntlich die Ehefrauen gewisse Bedürfnisse, deren Befriedigung vom Gesetz, vom Landesfürsten, von der Natur und in letzter Zeit auch von der Statistik geboten ist. Kurz: die Trennung war sehr schmerzlich.

Zehn Minuten nach der Abreise des biedern Gewürzkrämers lag der Versucher — Nachbar Pffiffig — schmach tend zu den Füßen der Frau Cölestine.

— Schnarchen Sie Nachts? fragte die tugendhafte Gewürzkrämerin.

— Wie ein Eisbär, sagte Pffiffig, der sehr gut wußte, warum seine Schöne gefragt hatte.

— Ich liebe Sie doch ein wenig, meinte jetzt Frau Cölestine und wenn Sie brav sind, aber sehr brav, so, so, so . . . heute Abend . . . nun, Sie verstehen . . . Aber, lieber Pffiffig, nicht gar zu spät, denn Schlag acht Uhr gehe ich zu Bett, nicht eine Minute später.

— Schlag acht Uhr! flüsterte Pffiffig sanft und verschwand, um weiter zu drehfeln.

Der Abend kam und das tugendhafte Herzchen unserer Cölestine pochte etwas stürmisch . . . vor Unge duld. Sie hatte sehr gut zu Nacht gespeist und befand sich in vollster Verdauung. Sie ging in das warme, beagliche Schlafzimmer und sah nach der Uhr: 8 Uhr 5 Minuten und Pffiffig war noch nicht da. In echt weiblicher Vorsicht öffnete sie auch das Bett ihres Mannes. Acht Uhr zehn Minuten; und der Nachbar ist noch nicht da. Sie entkleidet sich, erst nur keusch und oberflächlich, dann etwas weiter; acht Uhr fünfzehn Minuten — sie kann sich vor Schlaf nicht halten. Sie setzt ihre Nachthaube auf und schon liegt sie im süßen, warmen, keuschen Ehebett. „Wenn Pffiffig klopft — denkt sie — so werde ich schon aufstehen und ihm öffnen.“

Acht Uhr fünf und zwanzig Minuten! der Nachbar ist noch immer nicht da. Frau Cölestine liegt tief in den Federn versteckt; süße Liebesträume umgaukeln sie, doch diese werden immer matter, immer verschwommener.

— Rrrrrrrh — beginnt es durch das stille Zimmer zu tönen. Rrrrrrrh! Frau Cölestine schnarcht. Rrrrrrrh! Und das Schnarchen wird immer stärker, immer anhaltender.

— Mein Liebchen, mach auf! ich bin es! ruft plötzlich Pffiffig, der sich verspätet hatte, an der Thüre.

— Rrrrrrrh! antwortet es ihm von drinnen.

— Aber Cölestine! süße Cölestine! ich bin es! . . .

— Rrrrrrrh!

— Im Namen unserer Liebe! Cölestine, machen Sie auf!

— Rrrrrrrh!

Alle Bitten und Beschwörungen waren vergebens. Die Tugend der keuschesten aller Ehefrauen war gerettet und die Stadt Weissenbach konnte weiter sich ein Beispiel daran nehmen.

Diderot.



Die Liebe.

Die Liebe gleicht dem Feuer,
Durch Cannerreißig entzündet,
Das anfangs mit lautem Geprassel
Die steigende Hitze verkündet.
Bald aber leiser und leiser
Versprühen die glitzernden Flammen,
In einem Aschenhaufen
Stürzt Alles dumpf schweigend zusammen.

Bruno Tschheim.

Mont-Oriol.

(6)

Roman von Guy de Maupassant.

Deutsch von Armin Schwarz.

Christiane trat ins Badehaus, wandte sich links und gelangte in einen Corridor, auf welchen die Thüren der Badekabinen sich öffneten. Man öffnete ihr eine ziemlich geräumige Kabine, deren Einrichtung in einem großen Spiegel und einem Stiefelknecht bestand. Am Boden war ein großes, ovales, mit gelbem Zement ausgemauertes Loch, das als Badewanne diente.

Die Dienerin drehte eine Schraube, worauf sogleich das Wasser aus einer kleinen, runden, vergitterten Oeffnung hervorschoß und sich in die Wanne ergoß, die alsbald voll war und von wo der Ueberfluß durch ein in der Mauer angebrachtes Loch einen Abzug fand.

Christiane lehnte die Dienste der Wärterin ab und sagte, sie werde läuten, wenn sie ihre Badewäsche werde haben wollen.

Dann blieb sie allein. Sie entkleidete sich langsam, indem sie die kaum wahrnehmbare Bewegung dieses in der Wanne brodelnden Wassers beobachtete. Als sie nackt war, tauchte sie einen Fuß ins Wasser und sogleich stieg ein angenehmes Gefühl der Wärme ihr bis zum Halse empor. Dann streckte sie ein Bein in das warme Wasser, hernach das andere und endlich setzte sie sich ganz in dieses warme, milde Element, das sie einhüllte, ihren Körper mit tausenden Bläschen bedeckte, die Beine entlang, die Arme entlang und auch an ihrem Busen. Sie betrachtete überrascht diese zahllosen feinen Tropfen, die ihren Körper wie mit einem Panzer von kleinen Perlen umhüllten. Und diese Perlen zerstoben unaufhörlich auf ihrem weißen Fleische und verdunsteten auf der Oberfläche des Bades, durch andere gejagt, die auf ihr neu entstanden. Sie wuchsen auf ihrer Haut, wie leichte, unfaßbare Früchte dieses zarten, rosigten, frischen Körpers. Mit dem warmen lieblosenden Wasser drang gleichsam ein Gefühl ruhigen Behagens, der stillen Freude durch ihre Poren ein und gleichsam eingewiegt durch das Glucksen des unaufhörlich abfließenden Wassers sann sie nach, dachte sie an ihren Gatten, ihren Vater, ihren Bruder und an diesen großen jungen Mann, der seit dem Abenteuer mit dem Hunde ihr ein wenig unbequem geworden war. Sie liebte die heftigen Leute nicht.

Kein Verlangen bewegte ihre Seele, ausgenommen etwa das unbestimmte Verlangen nach einem Kinde; sie fühlte sich wohl, zufrieden, glücklich. Nur ungern stieg sie aus dem Wasser, als nach zwanzig Minuten die Dienerin mit der Badewäsche erschien und ihr sagte, daß die Badezeit um sei.

Als sie sich dem Ausgange zuwandte, öffnete der Doctor Bonnefille sein Ordinationszimmer und bat sie, einen Augenblick einzutreten, wobei er sich sehr zeremoniös verbeugte. Er fühlte ihr den Puls, ließ sich ihre Zunge zeigen, erkundigte sich nach ihrem Appetit und ihrem Schlaf und entließ sie mit der Versicherung, daß sie sich im besten Wohlsein befinde. — „Meine respektvollen Grüße an den Herrn Marquis, der einer der ausgezeichnetesten Männer ist, die ich in meinem Leben getroffen habe.“

Sehr gelangweilt durch diese Consultation, trat Christiane endlich hinaus vor die Badeanstalt, wo die Herren ihrer harreten.

Andermatt war neugierig, ob Vater Clovis schon sein Bad nehme und schlug vor, daß man hingehe, um nachzusehen. Die Anderen thaten ihm diesen Gefallen. Christiane blieb mit ihrem Bruder ein wenig zurück und sagte ihm leise:

— Dein Freund gefällt mir gar nicht; sage mir genau, wer er sei.

Und Gontran, der Paul seit mehreren Jahren kannte, schilderte ihr in schwungvollen Worten diese leidenschaftliche,

brutale, dabei offene und gütige Natur. Paul folgt in all seinem Thun, ohne Ueberlegung, nur den Eingebungen seines heftigen Temperamentes, gleichviel ob sie gut oder schlecht seien. Er hat sieben Duelle hinter sich; er ist ebenso rasch bereit, Jemanden zu insultiren, als der Freund seines Gegners zu werden. Er hatte die heftigsten Leidenschaften für Frauen jeder Klasse, angefangen von der Arbeiterin, die er sich vor der Thüre ihres Magazins holte, bis zur berühmten Schauspielerin, die er am Abend einer Première in dem Augenblicke entführte, da sie in ihren Wagen steigen wollte, um heimzukehren. Er ist ein guter Junge, aber verrückt; sehr reich und zu Allem fähig, wenn er den Kopf verliert.

— Was ist das für ein eigenthümlicher, feiner Parfüm, den er hat? fragte Christiane.

— Ich weiß nicht; er will es nicht sagen; es scheint ein russischer Parfüm zu sein. Die Schauspielerin, von der ich ihn jetzt kurire, hat ihm diesen Parfüm gegeben. Ja, das riecht sehr gut.

Man war inzwischen an der Stelle angelangt, wo am vorhergehenden Tage noch der Stein gestanden. Jetzt sah man dort einen Kopf aus der Erde hervorragen, den Kopf eines alten Mannes, mit einem grauen Barte und bekleidet mit einem Stück Filz, das den Hut ersetzen sollte. Inmitten einer Gruppe gaffender Bauern standen Oriol Vater und Sohn und betrachteten den Bagabunden Clovis, der in seiner Grube badete. Dieser saß in seinem Bade auf einem Stein und das Wasser reichte ihm bis zum Kinn. Neben ihm, im Wasser, lagen seine Krücken.

Andermatt war entzückt und rief ein um das andere mal: „Bravo! bravo! Diesem Beispiele sollten alle Kranken der Gegend folgen.“ Dann neigte er sich zu dem Bettler hinab und schrie, als ob der Andere taub wäre:

— Fühlen Sie sich wohl?

Clovis, ganz dumm in seinem heißen Wasser, erwiderte:

— Mir scheint, ich zerfließe! Es ist verdammt heiß!

Darauf sagte Vater Oriol.

— Je heißer es ist, desto besser wird es dir bekommen.

Das schaulustige Publikum wuchs immer mehr an. Der Marquis machte darauf aufmerksam, daß in dem Wasser die Kohlensäure stark vertreten sein müsse, wie die zahllos, in ganzen Schnüren aufsteigenden weißen Bläschen beweisen. Da meldete sich auch der Ingenieur Aubry-Pasteur und erzählte, daß man unten in der Badeanstalt das Wasser nicht zu behandeln wisse, so daß alle Kohlensäure entweicht.

Darüber waren nun alle anwesenden Badegäste entrüstet; jeder hätte am liebsten gleich zur Schaufel gegriffen, um sich neben den Bettler ein Bad zu graben.

Andermatt aber ergriff den Arm des Ingenieurs und sie entfernten sich in eifrigem Gespräch. Von Zeit zu Zeit blieb Aubry-Pasteur stehen; er schien mit seinem Stocke Linien zu ziehen und Punkte zu bezeichnen. Andermatt aber hatte sein Taschenbuch hervorgeholt und machte immerfort Notizen.

Inzwischen hatten Christiane und Paul Bretigny ein Gespräch angeknüpft. Er schilderte ihr seine Reisen in der Auvergne, was er gesehen, was er empfunden hatte. Er liebe das Land mit seinen heftigen Instinkten. „Mir ist — sagte er — als wäre mein Körper geöffnet und als würde Alles was ich sehe, meinen Körper durchdringen, mich zum Weinen oder zum Zähneknirschen bringen. Wenn ich jenen Wald dort betrachte, habe ich den ganzen Wald in den Augen; mir ist, als würde ich den Wald verzehren, als würde ich selber zum Walde.“

Dabei lachte er und schaute mit seinen runden, großen Augen bald auf den Wald, bald auf Christiane, und sie, erstaunt, überrascht, jedem Eindrucke leicht zugänglich, hatte das Gefühl, als würden diese glühenden Blicke auch sie verzehren.

Er aber fuhr fort:

— Sie haben keine Vorstellung davon, was ich durch meine Nase genieße. Ich sauge diese Luft ein, ich betäube mich davon, ich lebe dadurch. Hier herrscht ein gottvoller Duft, der nicht wieder anzutreffen ist: es ist der Duft der blühenden Weingärten. Es dauerte vier Tage, bis ich dies entdeckte.

Christiane hörte mit Erstaunen diese Reden; Paul aber fuhr fort:

— Riechen Sie an warmen Tagen überall hier, auf allen Wegen, einen schwachen Duft von Vanille? das ist . . . doch ich wage es kaum zu sagen.

Beide brachen in ein helles Gelächter aus; er aber streckte die Hand aus und sagte:

— Schauen Sie!

Auf der Straße zog eine Reihe von Heuwagen dahin, die mit je vier Kühen bespannt waren; neben jedem Heuwagen schritt ein Bauer einher, der mit einer kurzstielligen Peitsche die Thiere lenkte. Als die Heuwagen an ihnen vorbeizogen, sagte Paul:

— Riechen Sie?

— Was denn? Es ist ein Stallgeruch! rief Christiane erstaunt.

— Richtig, es ist ein Stallgeruch. Alle diese Kühe verbreiten einen Stallgeruch, welcher mit dem feinen Staub vermengt, eine Art Vanilleduft gibt.

Christiane rief angeekelt: „Oh, oh!“

Jetzt kam der Marquis und nahm den Arm seiner Tochter.

— William ist ganz närrisch mit seinem Badeort. Er will die Familie Oriol gewinnen und wünscht, daß Christiane die Bekanntschaft der Töchter mache, um zu sehen, ob es möglich sei, mit denselben zu verkehren. Der Vater darf aber nichts von dieser kleinen List merken. Ich habe eine Idee. Wir veranstalten ein Wohlthätigkeits-Fest. Du, meine Tochter, wirst dem Pfarrer einen Besuch machen und Ihr werdet mit einander zwei seiner Pfarrkinder auswählen, die mit Dir sammeln gehen sollen. Natürlich wirst Du ihm die Töchter Oriols namhaft machen und er wird sie unter seiner Verantwortung auffordern. Die Herren werden unter Mitwirkung der Martel'schen Truppe eine Tombola im Casino veranstalten.

V.

In den folgenden acht Tagen war Christiane mit den Vorbereitungen zum Feste beschäftigt. Das Wetter begünstigte dasselbe. Man begann mit einer musikalischen Messe. Christiane war vor Beginn eingetroffen, um einen letzten Blick auf die Ausschmückung der Kirche zu werfen. Hinter ihr kam der Pfarrer, Abbé Litre, mit den beiden Oriol'schen Töchtern, die er der Madame Andermatt vorstellte. Christiane lud die beiden Mädchen zum Dejeuner; diese nahmen die Einladung mit tiefen Bücklingen an.

Die Sammlung während der Messe ergab hundertzehn Francs! Andermatt spendete fünfhundert, der Marquis fünfzig, Paul Bretigny hundert; das gab zusammen siebenhundertundsechzig Francs, eine in Enval noch nicht dagewesene Summe.

Nach beendigter Messe nahm man die beiden Fräulein Oriol ins Hôtel mit. Sie benahmen sich schüchtern, aber keineswegs linksch. Sie speisten an der Table d'hôte und gefielen sehr.

Nach aufgehobener Tafel begab man sich in das Casino zur Tombola, die um 2 Uhr stattfinden sollte.

Der Park war bereits mit einer großen Menge, bestehend aus Badegästen und Bauern, bevölkert. Unter dem chinesischen Kiosk saß bereits das Orchester und spielte eine Art ländlicher Symphonie, welche der Kapellmeister Saint-Landri komponirt

hatte. Paul, welcher Christiane begleitete, rief: „Das ist hübsch! Der Bursche hat Talent! Mit einem vollen Orchester würde das einen viel größeren Effekt machen“. Dann fragte er:

— Lieben Sie die Musik, Madame?

— Sehr.

— Ach, mich zerstört sie völlig. Wenn ich ein Werk höre, das ich liebe, so ist mir, als würden die ersten Klänge mir die Haut vom Leibe ablösen und zerflattern machen, so daß ich lebendig geschunden den Angriffen der Musik-Instrumente preisgegeben bleibe. Und dann ist es mir, als würden die Instrumente auf meinen bloßgelegten, bebenden Nerven spielen und ich höre die Musik nicht bloß mit meinen Ohren, sondern mit der ganzen Empfindlichkeit meines vom Scheitel bis zur Zehe zitternden Körpers. Nichts vermag mir ein ähnliches Vergnügen, oder eine ähnliche Wonne zu bereiten.

— Sie haben eine sehr lebhaft Art zu fühlen, bemerkte Christiane lächelnd.

— Gewiß! Wozu wäre es auch nütze zu leben, wenn man nicht lebhaft empfindet? An allen unseren Erregungen, seien es frohe oder traurige, müssen wir uns sättigen, be rauschen bis zur höchsten Wonne oder schmerzlichsten Pein.

Sie erhob die Augen zu ihm, ein wenig überrascht von all' den Dingen, die sie seit acht Tagen von ihm hörte. Seit acht Tagen störte dieser neue Freund — denn er war ihr Freund geworden trotz ihres anfänglichen Widerstandes — die Ruhe ihrer Seele, wie man einen stillen Teich aufwühlt, indem man Steine hineinwirft. Bretigny war eben einer jener Männer, die den Frauen — allen Frauen — gefallen durch die vibrirende Lebendigkeit ihrer Gefühlsregungen. Er wußte mit ihnen zu reden, ihnen Alles zu sagen, ihnen Alles begreiflich zu machen. Er hatte das richtige Temperament der Frauen; er hatte ihre Leichtgläubigkeit, ihren Reiz, ihre Beweglichkeit, ihre Nervosität mit der überlegenen Intelligenz des Mannes.

Jetzt kam Gontran zu ihnen und rief:

— Schaut Euch um! dort kommt das Ehepaar Honorat!

Sie sahen den Doktor Honorat mit einer alten, dicken Dame am Arme, die einen kleinen Blumengarten auf ihrem Hute trug.

Wie? das ist seine Frau? rief Christiane überrascht. Die ist ja um fünfzehn Jahre älter als er.

— Ja; sie ist fünfundsiebzehn Jahre alt, eine vormalige Hebamme, in die er sich bei Gelegenheit der Entbindungen verliebt hat. Ihre Ehe scheint übrigens zu denjenigen zu gehören, wo man sich vom Morgen bis zum Abend prügelt.

Durch das Geräusch des Publikums angezogen lenkten sie ihre Schritte wieder nach dem Kasino. Auf einem langen Tische vor der Badeanstalt waren die Tombola-Gewinnste ausgebreitet und Petrus Martel, unterstützt von Fräulein Odelin vom Odéon-Theater, einer kleinen Brünette, schrie die Nummern aus, wobei er allerlei marktshreierische Scherze trieb, welche die Zuhörerschaft sehr belustigten. Jetzt kam auch der Marquis hinzu, begleitet von den Oriol'schen Töchtern und von Andermatt.

— Bleiben wir hier? fragte er. Es ist da sehr geräuschvoll.

Sie entschlossen sich, eine kleine Bergpartie nach Roche-Pradière zu machen. Christiane schritt voraus, elastisch und leichtfüßig. Seitdem sie in dieser Gegend war, fühlte sie einen früher nicht gekannten Trieb zu leben und sich zu freuen. Sie sog mit voller Lunge die frische Bergluft ein und murmelte von Zeit zu Zeit: „Er hat Recht; von ihm habe ich gelernt, den Geruch der Luft erkennen.“

(Fortsetzung folgt.)